

Deutsche Gefangene mißhandelt

Unmenschliche Behandlung durch Nordamerikaner und Gaußisten

Bei einem vor wenigen Wochen erfolgten Gefangenenaustausch innerhalb des Festungsbereiches von St. Nazaire mußte wieder einmal festgestellt werden, daß die Behandlung der in die Hände der nordamerikanischen oder gaußistischen Truppen gefallenen deutschen Soldaten jedem Völkerecht Hohn spricht.

Wochen hindurch mußten sie auf freiem Feld und verflämmtem Boden schlafen. Sogar Verwundete waren dieser unmenschlichen Behandlung ausgesetzt. Die Verpflegung war völlig unzureichend. Brot gab es nur ganz selten. Sämtliche Privatgegenstände wie Uhren, Hülfsmittel, Zigarettenetuis, Feuerzeuge, Kofferapparate, Ringe, Geld und selbst die Auszeichnungen wurden ihnen weggenommen. Die Bewachungsmannschaften schikanieren die Gefangenen auf jede nur erdenkliche Weise, beschimpfen sie und schlagen mit Häuten oder Gewehrkolben auf sie ein. Auf Soldaten, die angeblich nicht genug arbeiten, wurde sogar geschossen. Kein einziger der Gefangenen erhielt den ihm zustehenden Sold oder das Arbeitsgeld. Eine weitere Niedertracht bestand in dem Zurückhalten der Post, die Postannahme wurde teilweise bis zu zehn Wochen hinausgezögert. Bei Verhören, die stets in Gegenwart von Juden und Emigranten stattfanden, versuchte man unter Gewaltandrohung, Aussagen zu erpressen. Die Drohung mit Erschießung oder Eisenentzug gehörte zu den täglichen Erpressungsmethoden.

Die allierten Gefangenen der Festung St. Nazaire lebten sich aus Nordamerikanern, Briten und Gaußisten zusammen. Sie waren entsprechend den internationalen Vereinbarungen behandelt worden, während den Deutschen die grausame Behandlung in der Kriegsgefangenschaft im Gesicht geschrieben stand. Doch als sie den Boden der eingeschlossenen Festung betraten und damit in den Kreis ihrer Kameraden zurückkehrten, fielen alle bitteren Erfahrungen und Erinnerungen von ihnen ab, und strahlenden Auges stimmten sie, wie ein Kriegsberichterstatter aus St. Nazaire meldete, ein altes Kampflied der Bewegung an. Die Männer, die ihrer Freude, mit ihren alten Kameraden wieder vereint zu sein, ungehemmt Ausdruck gaben, dokumentierten so den ungebrochenen Geist, der den deutschen Soldaten und Kämpfer an allen Fronten befeuert.

Menschenmord an deutschen Verwundeten

Neue Schandtat der nordamerikanischen Wafferkolbanten

Bei den Kämpfen im Raum von Stavelot drangen die Nordamerikaner in der Ortschaft Pt. Coo in ein Haus ein, in dem sich mehrere schwerverwundete deutsche Soldaten befanden, unter ihnen der 4-Untersturmführer R. Der Untersturmführer stellte sich tot und beobachtete, wie die Nordamerikaner an die durch ihre Verwundungen demoralisierten, hilflos im Raum liegenden schwerverwundeten herantraten und sie aus nächster Nähe erschossen. Der 4-Untersturmführer wurde selbst mehrmals hochgeritten, sämtlicher Wertgegenstände beraubt und schließlich mit Kugeln in die Seite getroffen. Bei Einbruch der Dunkelheit gelang es ihm, die eigenen Linien zu erreichen.

Deutsche Kriegsgefangene durch Genickschuß ermordet

Am 27. Dezember fanden im belgisch-luxemburgischen Raum vordringende deutsche Truppen in einem Wald zwei Kilometer südlich Schöberg acht deutsche Soldaten tot auf. Die Untersuchung ergab, daß diese Männer durch Genickschuß ermordet worden waren. Es handelte sich um deutsche Kriegsgefangene, die entgegen den internationalen Abmachungen über die Behandlung von Kriegsgefangenen in einer nordamerikanischen Artillerieabteilung beschäftigt worden waren. Als im Verlauf der Kämpfe die Nordamerikaner ihre Stellung fluchtartig räumen mußten, haben sie die deutschen Kriegsgefangenen kurzerhand niedergeschossen.

Der 27-jährige Oberjäger Wilhelm Rischlat aus Tobaden (Kreis Aulendorf) war bei den Kämpfen im Westen in anglo-amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten. Er konnte mit zwei Kameraden entkommen. Über die Behandlung während seiner dreiwöchigen Gefangenschaft berichtete er folgende Einzelheiten: „Zunächst nahmen uns die Bewachungsmannschaften sämtliche Wertgegenstände und persönlichen Dinge ab. Dann wurden wir mehrfach vernommen und hierbei als Schweinehund und Rassistweine beschimpft. Ich wurde sogar mit der Pistole bedroht. Dann führte man mich einem Offizier zum Verhör vor. Als ich mit deutschem Gruß im Zimmer trat, schrie mich der Offizier an: „Leute! Adios! Schlage kommen nach der Sowjetunion in Arbeitsbataillone.“ Da ich mich weigerte, Aussagen über militärische Dinge zu machen, wurde ich auf den Hof geführt. Dort mußte ich mein Grab schaufeln. Ein anderer Oberjäger einer Einheit erhielt den gleichen Befehl. Er mußte außerdem sein eigenes Grabkreuz beschriften, dann niederstrecken und ein Gebet sprechen. Schließlich mußte er die Stiefel ausziehen und wurde darauf so lange über das feindliche Gelände gejagt, bis er mit blutenden Füßen zusammenbrach. Er wurde später von uns auf einen Lastkraftwagen verladen und nach dem Sammellager in Beverloo gebracht. Dort mußten wir tagelang ohne Decken und ohne Stroh bei Schnee und Kälte im Freien verbringen. Erst nach zwei Tagen gab man uns etwas zu essen.“

Ausgeplündert und beschimpft

Gemeinheiten gegen deutsche Gefangene

Aus anglo-amerikanischer Kriegsgefangenschaft entkommen, berichtet der am 4. Juli 1943 in Mehring bei Burgabanten geborene Jäger Joseph Werlhaette folgende Einzelheiten: „Nachdem ich völlig ausgeplündert worden war, wurde ich zwei Hauptleuten zur Vernehmung vorgeführt. Der eine von ihnen brüllte mich an und erklärte, daß ich als Deutscher nicht zu erwarten hätte. Auf meine Frage: „Warum?“ sprang er vom Stuhl, zog seine Pistole und schrie: „Du deutsches Treckschwein, werde hier bloß nicht frech, in sowjetischen Arbeitsbataillonen wird man dich schon erledigen.“

Das sind die Behandlungsmethoden unserer Feinde gegen über gelangenen deutschen Soldaten, die sie ausplündern, beschimpfen, quälen, denen sie das Essen entziehen und die sie vielfach sogar erschließen.

Drei Wochen niederträchtigster Behandlung ausgesetzt.

Der am 29. März 1917 in Weibern bei Niedenburg geborene Oberjäger Joseph Veneditz konnte mit zwei Kameraden aus anglo-amerikanischer Kriegsgefangenschaft entkommen. Er war drei Wochen niederträchtigster Behandlung ausgesetzt.

Verfügung des Führers

Die Sammlung von Kleidung und Ausrüstungsgegenständen ist ein erneutes Opfer des deutschen Volkes für seine Soldaten. Ich bestimme daher:

Wer sich an gesammelten oder von Verfügungsberechtigten zur Sammlung bestimmten Sachen bereichert oder solche Sachen sonst ihrer Verwendung entzieht, wird mit dem Tode bestraft.

Diese Verordnung tritt mit ihrer Verkündung durch Kundmachung in Kraft. Sie gilt im Großdeutschen Reich, im Generalgouvernement und in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten.

Führerhauptquartier, den 18. Januar 1943.

Der Führer
gen. Adolf Hitler
Der Reichsminister und Chef der Reichsregierung
gen. Dr. Goebbels

weber seine Urteile berichtet er folgendes: Die Bewachungsmannschaft plünderte uns völlig aus. Außer unseren Wertgegenständen nahm man uns sogar die Pullover und die übrige Winterkleidung ab. Orden und Ehrenzeichen rissen sie uns ab und traten sie in den Schmutz. Nach wüsten Beschimpfungen als „deutscher Schweinehund“ wurde ich verhöhrt und dabei immer wieder mit Erschießen bedroht. Erst drei Tage nach der Gefangenennahme erhielten wir etwas zu essen.

Das Eisenlaub für Durchbruch durch die Schnee-Eifel

Der Führer verlieh am 9. Januar das Eisenlaub zum Ritterkreuz des Kleinen Kreuzes an General d. Art. Walter Lucht zum stellv. Kommandierenden General eines Armeekorps, als 601 Soldaten der Wehrmacht.

General d. Art. Lucht hatte zu Beginn des deutschen Anstieges gegen Südbelgien unteren Anaristruppen den Weg durch die Schnee-Eifel zu bahnen. In diesem und schwierigsten Einsatz seiner Kräfte durchbrach er die Front des zahlenmäßig überlegenen Gegners. Unter Belassung von nur schwachen Kräften zur Verteidigung der durchgebrochenen feindlichen Verbände führte er mit der Masse seines Korps sofort weiter und eroberte in harten Kämpfen St. Vith.

Am 9. Januar verlieh der Führer das Eisenlaub zum Ritterkreuz des Kleinen Kreuzes an Oberst Heinrich Baron von Bähr aus Röhren (Kreis Tolheim-Rudolfs), Kommandeur eines Berlin-Brandenburgischen Grenadierregiments, und an Generalmajor Kurt Freiherr von Müllen aus Ulm, Kommandeur einer Volksgrenadierdivision, als 880. bzw. 600. Soldaten der Wehrmacht.

Waffenstillstand in Athen unterzeichnet

Nach englischen Meldungen aus Athen ist am Donnerstagabend der Waffenstillstand zwischen dem britischen General Scobie und der Glas unterzeichnet worden.

Der britische Vorkommandeur empfing eine Abordnung, die ihm u. a. mitteilte, daß seit dem Abzug der Deutschen aus Griechenland 114 Vertreter der griechischen Arbeiterschaft durch Kommunisten hingerichtet worden seien.

Die USA-Korrespondenten in Athen haben eine scharfe Protesterklärung gegen die britischen Jesurmaßnahmen herausgegeben und auch nach Washington geleitet. Aus der Erklärung ergibt sich, daß den amerikanischen Korrespondenten nicht gestattet wird, auch nicht unter britischer Sicherheitsüberwachung, USA-Führer zu interviewen. Den Griechen geht es übrigens nicht besser. Sämtliche öffentlichen Kundgebungen der Plakatausstellung werden zuvor einer britischen Zensur unterworfen.

Hungernde Völker werden verhöhnt

Die britische Neutragentur meldet: Der Sender Rio de Janeiro hat heute folgendes Versprechen an Europa ausgesprochen: Jede Person unter den bestreuten (Hochhungernden) Völkern in Europa wird mindestens eine Tasse brasilianischer Kaffee erhalten. Sobald Schiffsraum verfügbar ist, wird man brasilianischen Kaffee in jeder Hausabteilung „im befreiten“ Europa finden.

Der Judentum und Hohn, den die britische Agentur über die unter ihrer Befahrung hungernden Völker Europas schüttet, läßt sich nicht mehr überbieten.

Schreckensszenen in einem Krankenhaus

Volkswissen ermordeten Schwestern und Schwerkranke

Nach der Wiedereroberung der ungarischen Bismolstadt Graa durch deutsche Soldaten wurden furchtbare Szenen, die die Volkswissen an der mehrfachen Bevölkerung begangen hatten, aufgedeckt. Die in der Stadt verbliebenen Einwohner – fast ausschließlich Greise und Kinder – waren unfreiwillige Zeugen der von den Sowjets angeführten Unmorden. Die Aufzählung aller Morde, die von den Volkswissen während ihrer kurzen Herrschaft in Graa verübt wurden, würde ein dickes Buch füllen. Wir beschränken uns auf die Auslagen, die der ungarische Arzt Dr. Sandor Kertész vor den deutschen Befreier gemacht hat. Dr. Kertész führte folgendes aus:

„Wie es meine Pflicht als Arzt verlangte, blieb ich auch nach der Befreiung der Stadt durch die bolschewistische Soldateska bei meinen Kranken in dem von mir geleiteten städtischen Krankenhaus. Obwohl es sich hier um Angehörige der arbeitenden Bevölkerung handelte, wurden sie von den Sowjets wie Verbrecher behandelt. Mit der Begründung, daß das Krankenhaus von Lazarett umgewandelt werden müsse, warfen die RSD-Verte die Kranken, die nicht selbst aufstehen konnten, aus ihren Betten.“

Mehrere Schwerkranke, die man nicht forttragen konnte, versuchten wir, schnell noch in Schwesternzimmern unterzubringen. Sie wurden jedoch dort von einem eindringenden sowjetischen Kommissar erstickt, der sie – da er meinte, es hätte für sie doch keinen Zweck mehr zu leben – kurzerhand erschoss. Die beiden Krankenschwestern, bei denen es sich um Mutter und Tochter handelte, wurden in gemeinster Weise ermordet.

Die Befreiung von Nejmely

Von 4-Kriegsberichterstatter Willi Dismann

„Wir haben Nejmely genommen. Nejmely, ein kleiner ungarischer Ort am Südufer der Donau, war unser erstes Angriffsziel. Als wir in der Nacht unseren Verbleibungsraum besogen und sich die Silhouette dieses Dorfes zum erstenmal vor unseren Augen aus der Dunkelheit hob, da hätte niemand von uns ahnen können, wieviel Leid, wieviel Tränen und wieviel Qual sich unter den schneebedeckten Dächern der vor uns liegenden Häuser verbarg. Nur die Donau, die dunkel und schweigend neben uns floß, mochte von den Tagen der Graufamkeit wissen, die überall dort angebrochen waren, wo die Sowjets ihren Einzug gehalten hatten.“

Wir traten an zum Angriff und nahmen nach kurzem, aber hartem nächtlichem Kampf den Ort Nejmely. In Ausführung des Befehls, das Dorf nach vertriebenen Volkswissen zu durchkämmen, gelangten wir in einen Keller, wo sich bei unserem Näherkommen ein hilfloses Menschenkind ängstlich in die Ecke drückte. Auf unsere Aufforderung: „Hände hoch!“ schrie jedoch eine alte Frau aus dem Dunkeln und rief mit freudig erregter Stimme: „Die Deutschen, die Deutschen!“ Völlig überzast waren wir auf einmal von einer Schar von Menschen umringt, die uns umarmten, uns die Hände schüttelten und uns immer wieder dankten. Als wir nach draußen gelangten, erkannten wir im Grau der Morgendämmerung bleiche, verhärtete und verwelkte Gesichter ungarischer Zivilisten, die wir lebten von der bolschewistischen Schreckensherrschaft befreit hatten.

Bei der Szene, die wir an diesem frühen Morgen in Nejmely erlebten, hätte die ganze Welt persönlich Zeuge sein müssen, um endlich, endlich zu erkennen, was der gesamten gestimmten Menschheit in der Gefahr des Bolschewismus droht. Denn was wir hier aus dem Munde der Ungarn hörten, ließ selbst uns rauhe Krieger die Zähne aufeinanderbeißen. Kein Mädchen, keine Frau in diesem Ort, die nicht mehrmals geschändet worden wäre. Nachts waren bolschewistische Offiziere und Soldaten mit langen Messern und vorachalenen Pistolen in die Quartiere eingedrungen und hatten die Frauen planmäßig verewaltigt. Eine Wädrige Frau setzte uns bitter

Kolonialraub aus Sicherheitsgründen

Im Hinblick auf den bereits angefangenen Raub der italienischen Kolonien durch die Alliierten veröffentlichte die „Times“ einen Artikel von Lord Lugard zur Kolonialfrage, in dem es heißt, die britische und die amerikanische Regierung seien sich darüber einig, daß eine Gebietsübernahme „aus Sicherheitsgründen“ gegen Aggressionen mit den Prinzipien der Atlantikcharta in Einklang zu bringen sei.

Während früher die Unmündigkeit der Eingeborenen und die Unfähigkeit der Kolonialmacht als Vorwand für den Raub von Kolonien diente, haben England und Amerika diesmal mit den Sicherheitsgründen eine neue Tarnung für ihre imperialistischen Raubpläne gefunden.

Japans Luftwaffe bombardiert USA-Flotten

Das Kaiserlich-japanische Hauptquartier gibt bekannt: Die feindlichen Streitkräfte, die bei Lingayen auf Luzon gelandet sind, bestehen aus zwei Divisionen Infanterie und einer Division Panzertuppen. Sie sind bei San Sebastian etwas vorgedrückt und versuchen, ihre Positionen durch Umarrupierung auszubauen. Japanische Bodentruppen treten dem Feind in diesem Einsatz entgegen.

Die japanische Luftwaffe unternimmt weiterhin energische Angriffe und fügte dem Feind am 9. und 10. Januar folgende Verluste zu: Versenkt wurden: 3 Transporter, 1 Flugzeugträger, 3 Kreuzer, 2 Kreuzer oder Zerstörer. Beschädigt wurden: 7 Transporter, 1 Flugzeugträger, 2 Flugzeugträger oder Zerstörer, 1 Zerstörer, 2 Kreuzer.

Feindliche Flottenverbände in der Bucht von Lingayen

Dem ersten und zweiten feindlichen Flottenverband ist es trotz bestiger japanischer Gegenwehr gelungen, am 9. Januar in der Bucht von Lingayen Truppen an Land zu setzen. Am 10. Januar hat auch ein dritter Verband, der aus etwa 1000 Transportern und 150 Landungsbooten besteht, die Bucht von Lingayen erreicht. Die japanische Luftwaffe hat alle Verbände schon auf dem Wege nach Lingayen unter bestiger Feuer genommen und bereits seit dem 8. Januar etwa 50 Transporter und 250 Landungsboote vernichtet.

Wieder ein Teilgefindnis des USA-Marine-

ministeriums

Das USA-Marineministerium gab nach einer EDA-Meldung den Verlust der drei Zerstörer „Gull“, „Monaghan“ (beide je 1335 Tonnen groß) und „Spence“ sowie von vier Landungsbooten bekannt. Sie seien im Dezember in den philippinischen Gewässern gesunken. Auch hier handelt es sich nur um ein Teilgefindnis der schweren Verluste, die die Amerikaner vor Leyte und Mindoro durch die japanischen Kamikazestöße erlitten.

Auf versenktem USA-Schiff ums Leben gekommen

Das britische Kriegsministerium gibt bekannt, daß Generalleutnant Sir Herbert Lumley, der im Jahre 1943 in Chindits Sonderauftrag bei General MacArthur ernannt wurde, am 6. Januar im Verlaufe eines feindlichen Luftangriffes beim Untergang eines USA-Kriegsschiffes im Pazifik ums Leben gekommen ist.

Slowakische Frauen freiwillig sowjetischer Wäftlinge

In den letzten Dezembertagen 1944 war es den Sowjets gelungen, kurze Zeit den slowakischen Ort Bobonice, 20 Kilometer südlich Sements, zu befreien, ehe sie von deutschen Soldaten wieder hinausgeworfen wurden. Die wenigen Stunden aber haben genügt. Bobonice in einen Ort der Tränen und der Trübsal zu verwandeln. Die eingedrungenen sowjetischen Infanterie- und die Panzerbefreiungen hatten sich sofort daran gemacht, Bobonice – vor allem nach Alkohol – zu plündern. Sie hatten außerdem die sich in die Keller geflüchtete weibliche Bevölkerung gezwungen, sich ihnen hinzugeben. Altersgrenzen spielten dabei keine Rolle. Der sowjetische Sadismus wütete schrecklich. Viele Frauen wurden fortgeschleppt, verewaltigt und dann liegen gelassen. Als die deutschen Soldaten den Ort zurückeroberten wurden sie mit Freudentunsgelungen überschüttet und als Befreier von bolschewischen Terror gefeiert, dessen unmenschliche Ausmaße von der Bevölkerung nie geahnt worden waren.

Slowakische Frauen freiwillig sowjetischer Wäftlinge

In den letzten Dezembertagen 1944 war es den Sowjets gelungen, kurze Zeit den slowakischen Ort Bobonice, 20 Kilometer südlich Sements, zu befreien, ehe sie von deutschen Soldaten wieder hinausgeworfen wurden. Die wenigen Stunden aber haben genügt. Bobonice in einen Ort der Tränen und der Trübsal zu verwandeln. Die eingedrungenen sowjetischen Infanterie- und die Panzerbefreiungen hatten sich sofort daran gemacht, Bobonice – vor allem nach Alkohol – zu plündern. Sie hatten außerdem die sich in die Keller geflüchtete weibliche Bevölkerung gezwungen, sich ihnen hinzugeben. Altersgrenzen spielten dabei keine Rolle. Der sowjetische Sadismus wütete schrecklich. Viele Frauen wurden fortgeschleppt, verewaltigt und dann liegen gelassen. Als die deutschen Soldaten den Ort zurückeroberten wurden sie mit Freudentunsgelungen überschüttet und als Befreier von bolschewischen Terror gefeiert, dessen unmenschliche Ausmaße von der Bevölkerung nie geahnt worden waren.

Wir haben Nejmely genommen

Wir haben Nejmely genommen. Nejmely, ein kleiner ungarischer Ort am Südufer der Donau, war unser erstes Angriffsziel. Als wir in der Nacht unseren Verbleibungsraum besogen und sich die Silhouette dieses Dorfes zum erstenmal vor unseren Augen aus der Dunkelheit hob, da hätte niemand von uns ahnen können, wieviel Leid, wieviel Tränen und wieviel Qual sich unter den schneebedeckten Dächern der vor uns liegenden Häuser verbarg. Nur die Donau, die dunkel und schweigend neben uns floß, mochte von den Tagen der Graufamkeit wissen, die überall dort angebrochen waren, wo die Sowjets ihren Einzug gehalten hatten.

Wir traten an zum Angriff und nahmen nach kurzem, aber hartem nächtlichem Kampf den Ort Nejmely. In Ausführung des Befehls, das Dorf nach vertriebenen Volkswissen zu durchkämmen, gelangten wir in einen Keller, wo sich bei unserem Näherkommen ein hilfloses Menschenkind ängstlich in die Ecke drückte. Auf unsere Aufforderung: „Hände hoch!“ schrie jedoch eine alte Frau aus dem Dunkeln und rief mit freudig erregter Stimme: „Die Deutschen, die Deutschen!“ Völlig überzast waren wir auf einmal von einer Schar von Menschen umringt, die uns umarmten, uns die Hände schüttelten und uns immer wieder dankten. Als wir nach draußen gelangten, erkannten wir im Grau der Morgendämmerung bleiche, verhärtete und verwelkte Gesichter ungarischer Zivilisten, die wir lebten von der bolschewistischen Schreckensherrschaft befreit hatten.

Bei der Szene, die wir an diesem frühen Morgen in Nejmely erlebten, hätte die ganze Welt persönlich Zeuge sein müssen, um endlich, endlich zu erkennen, was der gesamten gestimmten Menschheit in der Gefahr des Bolschewismus droht. Denn was wir hier aus dem Munde der Ungarn hörten, ließ selbst uns rauhe Krieger die Zähne aufeinanderbeißen. Kein Mädchen, keine Frau in diesem Ort, die nicht mehrmals geschändet worden wäre. Nachts waren bolschewistische Offiziere und Soldaten mit langen Messern und vorachalenen Pistolen in die Quartiere eingedrungen und hatten die Frauen planmäßig verewaltigt. Eine Wädrige Frau setzte uns bitter

Wir waren zittern, die ihr Gewehrkolbenbiede beigebracht hatten. Ihr Mann hatte, dazu gewonnen, Zuschauer der Verewaltigung zu sein, einen Schlaanfall bekommen. Ein anderer Mann wies auf seine Rahnäden, aus denen ihm geringe Volkswissenhände die Goldzähne gebrochen hatten. Viele junge Mädchen wurden sofort verewaltigt.

Nach, Plünderung und Totschlag waren in den Tagen, da die sowjetische Panzerspitze bis hier vorgedrungen war, an der Tagesordnung gewesen. Die Männer und Frauen wurden in einem engen Raum eingesperrt und eingesperrt, wo ihnen eine bolschewistische Regäre mit sabotischer Freude nach und nach Ringe, Stiefel und Kleidungsstücke abrief. Uhren wurden den Leuten abgenommen und aus Verhörzimmern an den Häuserwänden zerstückelt. Dem Richter, der über Nacht Schnee weiß geworden ist, sind die Kräfte erfrisren, weil er zusammen mit anderen älteren Männern des Ortes 14 Kilometer auf frohriffiger, eisalter Straße barfuß marschieren mußte.

Die Akte der Greuelaten reißt nicht ab. Wir leben noch mit den Abfällen zusammen, als ein Trupp der ersten bolschewistischen Gefangenen, die an diesem Anaristmorgens gemacht wurden, durch einen deutschen Soldaten abgeführt wird. Auf einmal springt ein 16-jähriger ungarischer Junge vor und schreit: „Da ist er! Da ist er!“ Und zeigt auf einen Volkswissen mit brutalem Gesichtsausdruck, der am Tode vorber die Mutter und die Schwestern des Annaen geschändet hatte. Er bittet flehentlich einen Hauptsturmführer, ihm für einen Augenblick nur die Pistole zu leihen, um sich an dem Schänder seiner Mutter zu rächen.

Dann kommt für uns der Befehl zu neuem Aufbruch. Wir bestiegen wieder unsere Fahrzeuge, es geht weiter vorwärts. Die Sonne tastet sich mit ihren ersten Strahlen über die schneebedeckten Höhen der Donauufer und wirft einen hellen Schein auf die verhärteten Gesichter der Leute von Nejmely. Sie stehen an der Straße und winken uns dankbar zu. Sie beginnen wieder zu leben und zu hoffen.



Das Barometer steht auf Wunderlich

Von Alfred Semeran

„Ergötze dich, das Barometer steht auf Wunderlich“, sagte der Kammerdiener zu dem Präsidenten des Appellationsgerichts zu ...
 Karl Wunderlich war Großherzoglicher Dessider Rat, wurde aber schon, als er kaum das fünfunddreißigste Jahr erreicht hatte, im Jahre 1804 pensioniert. Er füllte von seinen Freistunden immer einige mit der Verfertigung von Barometern und Thermometern aus, die er fast für alle Könige Europas lieferte. Auch als Schriftsteller trat er auf dem Gebiet der Technik mit einer Arbeit über einen Sprossen auf.
 Er gehörte zu jenen sonderbaren Menschen, für die es undenkbar ist, daß alles auf der Welt mit natürlichen Dingen zugehen soll, die, nachdem Kepler, Newton und Laplace aufgetreten waren, noch an geheime Einflüsse der Sterne und an die Umwandlung der Metalle glaubten.

Er war Mitglied der von dem jüdischen Verfasser der „Johannis“, Dr. Kortum in Bochum, gegründeten sogenannten „hermetischen Gesellschaft“, von der er „in honorem Divini-Ruminis“ zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Mit selbstbewußtem Stolz zeigte er seinen vertrauten Bekannten, wenn auf diese Gesellschaft, die für ihn wirklich nicht nur in der Einbildung ihres Begründers existierte, die Rede kam, das Insignum seiner Würde: eine kleine Wünschelrute.

Gleich dem Baron Sternbana zu Karlsbrunn, der noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Alchimie trieb und sich, wie er sagte, durch sein hermetisches Diplom mehr als durch seinen Adelsbrief geehrt fühlte, hatte er von der Kortumschen Schelmeret keine Ahnung und glaubte wirklich Mitglied eines geheimen Bundes zu sein.

Fünfzehn Jahre brütete Wunderlich über den großen alchimistischen Geheimnis. Von der Eisenbarone Johannis an bis zu Cagliostro's 1802 erschienenem „Worte über dem Heiligthum“ bezog er die ganze alchimistische Literatur.

In seinem Arbeitszimmer waren Ziegel und Kuppelöfen aufgestellt und ein wahrer Wust von verschiedenartigen Wundern: Erdspiegel, Wünschelruten, Lotenpiegel, Nägel von Sägen, Glas von zerbrochenen Kirchenfenstern und was weißt, was sonst noch alles, hatte sich bei ihm angesammelt. In einem besonderen Zimmer aber, gewissermaßen dem Allerheiligsten, was seine über dreitausend Bände starke Bibliothek, die ganze alchimistische und labbalistische Literatur, aufgestellt.

Wenn er nicht in ihr studierte, stand er mit seiner braunen Perücke und dem großen grünen Augenschirm an seinem Bettisch oder seiner Drehbank und baute seine merkwürdigen Apparate. Gründlich forschte er nach dem „Schlüssel aller Heimlichkeit“, dem großen Magisterium. Ueberall in den von ihm benutzten Büchern standen Anmerkungen, in denen er seine Erfahrungen mitteilte. So machte er zu einem Auffass Kortums, der das Erdgesch für die wahre materia prima hielt, die Randbemerkung: „Nein, es ist nicht wahr, der Galmei ist es.“ Aber auch der Galmei führte ihn nicht zum Ziel, und er versuchte es nacheinander mit Blei, Arsen und Spiegeleis, zuletzt gar mit einer Materie, die hier nicht genauer bezeichnet werden kann. Aber seine Mühe und sein Suchen waren vergeblich.

Der Erzfeind des Menschen, der Teufel, der ihm bald als wütender großer Hund oder als ein anderes Ungeheuer oder auch als mächtiger Wolf, der ihm beim Nachhausegehen die Treppe versperrte, erschien, verdrarb ihm immer, wenn er ans Ziel gekommen zu sein glaubte, die lange mühselige Arbeit. Vieles noch mehr als den Teufel fürchtete er den Erdgeist, den gefährlichen Hüter der unterirdischen Schätze. Und als ihn Landgraf Christian, der Bruder des Großherzogs Ludwig I., beauftragte, den Erdgeist zu beschwören, lebte er es unter einem gläublichen Vorwand ab. Er hatte keine Lust, für den hohen Herrn die Rastanten aus dem Feuer zu holen. Dazu waren ihm, wie er sagte, sein Leben und seine unssterbliche Seele zu lieb.

Als er 1840 starb, durfte er hoffen, daß nun seine Seele in die „philosophische Spiegeleisöhle“ eintreten und durch sie den Weg zum „Thal Josaphat“ finden werde, wo das ganze Magisterium in aller Reinheit aufbewahrt liegt und ewige Gesundheit dem Alchimisten zum Lohn wird.

Seine Maschinen und Apparate wanderten zum Trödler, seine Bibliothek aber, die vollständigste alchimistische und labbalistische, die es gibt, erwarb die Hofbibliothek zu Darmstadt. Doch erhielten die Bibliothekare die Weisung, all denen, die ein Buch über Alchimie, Dämonologie, Rosenkreuzertum, Freimaurerei

oder etwas Ähnliches verlangten, namentlich Ungebildeten oder solchen, bei denen es etwa nicht ganz „richtig“ sein könnte, die Ausgabe zu verweigern. Sie erklärten dann, nicht damit dienen zu können, und setzten hinzu: „Alle derartigen Werke mußten wir 1866 nach einer Bestimmung des Friedensvertrages an Preußen ausliefern.“

„Aha, daher sind diese preussischen Schurken unsere Herren geworden“, erwiderte hierauf ein französischer Offizier, der während seiner Kriegsgefangenschaft diesen Zweig der Wissenschaften kultivieren wollte und nun mit einem Male wußte, warum die Preußen solche „Sezenmeister“ waren.

Anekdoten

Gut gegeben. Ludwig XIV. sagte eines Tages zu dem berühmten Maffillon, einem der besten Kanzleirechner seiner Zeit: „Ehrwürdiger Vater! Ich habe schon viele Priester in meiner Kapelle predigen hören, ich war oft sehr unzufrieden mit ihnen — als ich heute aber Eure Predigt hörte, war ich zum ersten Male sehr unzufrieden mit mir selbst ...“

Verständlich. Die später von Napoleon aus Paris verbannte Schriftstellerin Baronin Staël traute im Jahre 1802

Ein vaterländischer Held

Ferdinand von Schill zum 170. Geburtstag, 16. Januar

Er war Sachse (in Bismsdorf bei Dresden geboren) und stand in preussischen Diensten als Husarenoffizier. In der Unglückschlacht bei Ankersdorf 1806 wurde der Leutnant von Schill verwundet und bildete nach der Niederlage bereits ein Freikorps von 1000 Mann, wandte sich nach Kolberg und unterstützte den braven Bürgerkommandanten — Kettler-Gneisenau war damals noch nicht Befehlshaber, sondern nur der alte unfähig gewordene Lutobow — in der belagerten Festung durch heldenhafte Verteidigung der Maitable und durch allerhand Streifzüge in Pommern bei denen er Brot und Mehl, Getreide und Gemüse, Hafer, Heu und Stroh auftrieb und in die schlecht verproviantierte Festung schmuggelte. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er Major und Kommandeur eines Husarenregiments in Berlin.

Schon im Frühjahr 1809 sah er den fähigen Entschluß auf eigene Faust den Krieg gegen die Franzosen zu beginnen und durch seine Tat den zaudernden König mit fortzureißen. Ohne Wissen des Herrschers und unter dem Vorwand eines Feldmarschalls rückte sein Regiment am 28. April aus Berlin gegen die Elbe. Ein Aufruf von ihm „An die Deutschen“, der mit den Worten schloß: „Auf zu den Waffen, hat ihm noch eine kleine Schar Freiwilliger zugebracht, so daß nun das kleine Korps aus seinem treuen Husarenregiment und einer Kompanie Jägern zu Fuß bestand. Doch schon vor Bittenberg stieß Schill auf Widerstand, und die Stimmung in Sachsen, das mit Napoleon verbündet war, war ihm ungünstig. Er ging deshalb über die Elbe und wandte sich ins Anhaltische. In der Nähe von Magdeburg bei Tordendorf kam es zum ersten Gefecht mit den Franzosen, Teilen der Magdeburger Besatzung, in dem die Feinde unter Zurücklassung von vielen Toten in die Flucht geschlagen wurden.

Doch der Held hatte sich leider verrechnet. Der preussische König Friedrich Wilhelm III. mißbilligte öffentlich mit scharfer Zurückweisung Schills Vorgehen als eine „unglaubliche Tat“, und die Bevölkerung bekam Angst und rühte aufbegehren von Schill ab. Vor allem bekam er keinen Zufluß mehr. Die Feinde aber vermehrten sich von Tag zu Tag, und es blieb ihm nichts übrig als zurückzuziehen.

Schill zog auf sächsischen Schloßwegen durch die Altmark nach Mecklenburg. Hier an der Grenze, die die Elbe bildet, errang er einen letzten Sieg und erklärte das besetzte Bismark. An der Küste, in Rostock und Bismark, hoffte er, englische Unterstützung zu finden. Doch umsonst. Die Feinde, Franzosen, Holländer und Dänen, waren ihm mit großer Uebermacht auf den Fersen und bedrängten ihn aufs härteste. Mit knapper Not schlug er sich mit den Seinen in Borspommern durch und warf sich am 25. Mai nach Stralsund, wo er sich entweder zu halten oder über die Ostsee zu retten hoffte. Doch die halbe Franzosenarmee aus Hamburg war ihm bereits im Nacken.

Der Feind beschloß das wenig besetzte Stralsund mit Kanonen und drang ein. Im blutigen Straßenkampf hieb Schill, schon aus Wunden blutend, den holländischen General Gateret vom Pferde, fand aber durch mehrere Flintenschüsse selber den Tod. Ein großer Teil der schillischen Reiter und Soldaten fielen mit ihm im Gefecht. 543 Mann wurden gefangen und nach Frankreich gebracht, wo sie alle erklärte

Bonaparte, wie er über die große verfloßene französische Revolution denke. Bonaparte antwortete kurz: „Verzeihen Sie, Madame, ich liebe es nicht, wenn Frauen über Politik reden!“ — „Sie mögen im allgemeinen recht haben, mein General“, sagte die Baronin lächelnd, „nur in einem Land, wo man auch Frauen köpft, ist es verständig, wenn sie fragen, warum?“

Am Tage des jüngsten Gerichts ... Um die Jahrhundertwende herum bedienten sich zahlreiche Ärzte mit Vorliebe des Arsens als Heilmittel. Auf der Gegenseite standen die Ärzte, die diese nur bekämpften. Waren sie doch der Ueberzeugung, daß die Gefahr des Giftes gewaltiger sei als seine angebliche Heilwirkung. „Was werden Sie am jüngsten Tage antworten?“, fragte man eines Tages einen Verfechter des Arsens, wenn Gott von Ihnen Rechenschaft für den Tod eines Ihrer Patienten fordert und Ihnen Vorwürfe über die Verwendung dieses Giftes macht? Der Arzt lächelte sanft: „Lieber Gott, werde ich sagen, Deine Vorwürfe beruhen auf Täuschungen. Wir Mediziner sind da anderer Meinung.“

Der Name tut's nicht. Vor einer Kirche Mostaus sah ein blinder Bettler. Es war am Ostermorgen und viele Menschen schritten über den Platz — „Schenkt mir eine Kleinigkeit“, flehte der Bettler, „zum heiligen Osterfest! — im Namen Christi!“ — Der Volkswirt murmelte: „Ostern und Christi sind für uns überwundene religiöse Vorurteile!“ Der Bettler bat: „Dann Herr, schenkt mir eine Kleinigkeit im Namen der überwundenen religiösen Vorurteile!“

acqvoetover zum waicretentent veritenti wurden. Ihre elf Offiziere aber wurden im September in der Festung Besele erschossen.

Einigen hundert Reitern und wenigen Jägern war es gelungen, sich durchzuschlagen. Eine kleinere Abteilung war zu Wasser nach Rügen und Swinemünde entkommen, und eine andere, ungefähr 200 Mann, hatte nach ihres Führers Tod den Widerstand aufgegeben und freien Abzug bewilligt bekommen. Diese Soldaten wurden in ihre Heimat entlassen, ihre Offiziere aber von der preussischen Regierung vor ein Kriegsgericht gestellt, zur Festungshaft verurteilt und aus dem Meer geschrien. Schills Leichnam wurde in Stralsund begraben. Der Kopf jedoch wurde lange in Spiritus im Museum zu Leyden aufbewahrt, nach fast dreißig Jahren aber in Braunschweig, wo einige gefallene Schillsoldaten beerdigt waren, mit ihnen in einem kleinen Mausoleum zur ewigen Ruhe gebettet.

Major Schills kurzer Feldzug war verloren, nicht durch seine Schuld. Er hatte sich aber nicht umsonst geopfert. Sein Beispiel wirkte im Freiheitskriege von 1813. Nachvoll und rühmlich sang Arnolds „Lied von Schill“ durch ganz Deutschland fort. Die preussische Armee hat 1835 — in wieder trauriger Zeit — dem unvergesslichen deutschen Helden und seinen erschossenen Offizieren in Besele ein Ehrenmal errichtet.

12

Auf Deinen Willen kommt es an!

Niemals kann die Reichsbahn die ihr gestellten Aufgaben erfüllen, wenn nicht alle am Güterverkehr Beteiligten mithelfen! Beherrzige darum diese beiden letzten Punkte unserer Hinweise:

23. Bedenke, daß auch von Deinem Tun der Ausgang des Krieges zu einem Teil mit abhängt. Viele Wenig geben das Viel, das nötig ist zum Siege.

24. Dein Beispiel ist für die Leistung Deiner Mitarbeiter bestimmend. Sei ihnen darum auch in allen Transportfragen Vorbild! Denn: Räder müssen rollen für den Sieg!

Wer der Reichsbahn hilft, hilft der Front!

Ausscheiden, sammeln, immerwieder lesen!

Meister Weigel

und seine Kinder

Roman von Othild von Hanstein

Herausgegeben durch C. Ackermann, Romanzentrale Stuttgart

281

Um ein Uhr kamen der Vater und Alfred aus der Werkstatt. Bei der Arbeit hatten beide rote Gesichter bekommen.

„Na, Mutter, gibt's was zu präpeln? Arbeit macht Hunger.“

Und dann sahen sie um den Tisch und niemand wollte bemerken, daß die Mutter verweinte Augen hatte. Nur der Vater warf bisweilen einen unsicheren Blick zu ihr hinüber und sah eigentlich nur, damit die Kinder nicht merkten, wie es in ihm aussah.

Hella Prätorius stand im Arbeitszimmer ihres Vaters, der sie lächelnd anblickte. Sie war ein schlankes, braunäugiges Mädchen mit einem zarten Gesicht, aber außerordentlich klugen Augen, denen man ansah, daß sie gewohnt war, sich eifrig zu beschäftigen, wie sie es als Assistentin ihres Vaters tat.

„Nun, Geburtstagskind?“

„Ich möchte wissen, auf wen wir heute abend rechnen können.“

„Abgesagt hat niemand als der alte Geheimrat Bete-lamp und der junge Studiosus Weigel. Ausgerechnet der Älteste und der Jüngste.“

„Weigel hat abgesehen?“

„Ich kann es verstehen. Du wirst in der Zeitung gelesen haben, daß die Fabrik des Vaters in Schwierigkeiten geraten ist.“

„Das ist doch kein Grund!“

Der Professor sah auf, denn Hella schenkte ihm seltsam

erregt.

„Es ist am besten, du weißt alles —“

„Hat er wirklich seinen Entschluß ausgeführt?“

„Scheinbar. Jedenfalls hat er sich für das nächste Semester nicht immatrikulieren lassen. Schade um ihn. Ich hatte sein Streben höher eingeschätzt. Wenn man wirklich Vrang zu den Wissenschaften hat, dann findet man auch Mittel und Wege, sich durchzurängen. So ganz einfach den Hock ausziehen und Handwerker werden!“

Hella hatte verlorrene Augen.

„Mir erscheint er als Held.“

„Aber, Kind!“

„Jawohl, als Held. Er ist ein prachtvoller Sohn, der fühlt, daß sein Vater ihn jetzt braucht.“

„Aber warum —“

„Vater, vielleicht hat er recht, daß er heute nicht kommt. Natürlich wäre es in einer großen Gesellschaft so 'ne Art Spießrutenlaufen für ihn. Aber du darfst ihn nicht fallen lassen.“

„Er läßt uns ja fallen.“

„Tu nicht, als verstündest du ihn nicht! Ganz einfach. Er ist in seelischer Not. Er weiß selbst nicht, was er tut. Du hast mir oft gesagt, daß du Anteil an ihm nimmst. Das müssen wir jetzt beweisen. Schreib ihm ein paar gute Zeilen. Schreib ihm, daß du es wohl beargwöhnst, daß er heute absaßt, daß wir uns aber freuen würden, wenn er uns einmal wie früher eines Abends ganz zwanalös besuchte. Es ist doch nur, daß er sieht, daß du Verständnis für ihn hast und ihn nicht so 'en läßt.“

Geheimrat Prätorius lächelte.

„Hast du für jeden meiner Studenten soviel übrig?“

„Nein, aber für ihn schon.“

Einen Augenblick sah der Professor sein Kind an, das mit großen, klaren Augen vor ihm stand. Der Blick des Vaters verwirrte sie nicht.

„Tu es, du weißt, ich habe das richtige Empfinden. Nicht wahr, du versprichst mir, daß du es tust? Es ist doch

heute mein Geburtstag, und an dem hast du mir nie etwas abgesehen.“

„Ich werde es mir überlegen.“

„Das heißt also, ja! Jetzt will ich die Tischkarten auflegen.“

Prätorius sah ihr nach. Seltsam! Wie das Mädchen sich für den jungen Studenten einsetzte. Sie war doch nicht etwa —? Unfinn! Es gingen alljährlich viele junge Studenten bei ihm aus und ein, denn er hielt es für seine Pflicht, dem jungen Nachwuchs auch außerhalb des Ratheders näherzukommen. Er hatte nie bemerkt, daß Hella jemals diesem Studenten gegenüber etwas anderes als ihre Hausfrauenpflichten erforderten, gezeigt hätte. Und jetzt? Unfinn! Er war selbst daran schuld! Er hatte des öfteren von dem jungen Weigel gesprochen. Oder? Manches fiel ihm auf, an das er nicht gedacht hatte: Weigel war in der Tat häufiger allein bei ihnen gewesen. Hatte den Professor in irgend einer wissenschaftlichen Sache um Rat gefragt, und dann hatte ihn Hella gebeten, dazubleiben, und sich an seiner frischen Art erfreut. Freilich, es war manchmal gechehen, daß er selbst sich in irgendeine Arbeit vertiefte und die beiden sich unterhielten und — er ging einigemal auf und ab. Nödsinn! Hella dachte gewiß nicht an Liebesgeschichten, und am allerwenigsten mit einem jungen Studenten.

Darin hatte sich der Herr Professor allerdings getäuscht, denn Hella war ins Wohnzimmer gegangen; aber jetzt kam ihr die Tafel lange nicht mehr so seltsam vor. Sie hatte viel mehr aus seiner kurzen, dankbaren Ablehnung herausgelesen als der Vater.

Ihretwegen kam er nicht! Weil er sich vor ihr schämte? Oh nein, so gering konnte er sie nicht einschätzen, aber weil er selbst eine Schranke ziehen wollte zwischen sich und ihr.

Sie hatte ja schon oft das Geständnis seiner Liebe in seinen Augen gelesen — einer stillen, verheerenden unausgesprochenen Liebe.

(Fortf. folgt.)

